

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 7

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]
Autor: Aeby, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 7 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

15. Februar 1936

Durchwachte Nacht. Von Heinrich Lämmelin.

Da lausche ich in schmerzbewegtem Sinnen,
um alte Häusergiebel klagt der Wind;
im Zimmer unter mir weint leis ein Kind
und dunkle Stunden kommen und verrinnen.

Wer lindert dieses Kindes kleine Leiden?
gibt es noch zwischen Mensch und Mensch ein Band?
Geliebtes Mädchen, Dir bot ich die Hand
und wußte leidvoll: Du wirst mir entgleiten.

Nun rinnt aus Deinem Fenster heller Schimmer,
der in die schlafentwöhnten Augen fällt;
ist er das Band, das meine Liebe hält? —
Die Einsamkeit weht kalt durchs dunkle Zimmer.

Das Kind hat ausgeweint, die Stunden rinnen
im ewigen Gleichmaß ab, ein endlos Band;
ein heller Schimmer glänzt auf dunkler Wand —
und leises Hoffen schleicht sich in mein Sinnen.

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

7

Er unterbrach sich. Nach einer Weile fuhr er fort:
„Auch ich habe studiert. Aber vor dem Schlußexamen hab' ich mich von der Folter losgetrennt. Ich wollte ein Exempel statuieren von freiem Geiste. Aber der Staat ging nicht auf mein Exempel ein. In dieser Zeit begann mein Unglück. Ich hatte eine Bekanntschaft mit dem schönsten Mädchen vom Dorfe. Es war Waise, ein Findelkind. Weil man es am Johannistag gefunden hatte, als der Ruchd zum letzten Male rief, nannte man es Johanna Gauch.“

„Johanna Gauch“, wiederholte Lothar, um eine Verlegenheit zu verbergen, denn er mußte an Ruth Gauch denken.

„Ja“, nickte Fischlin, „eben dieselbe Johanna Gauch, die nun eine so schöne Tochter hat, wie sie selber damals schön war. Ich war mit Johanna versprochen. Aber sie wurde verführt. Die Frucht der Sünde ist Ruth. Der Vater, der Schuft, ist unbekannt. Aber ich kenne ihn. Es ist Herr Hollmann!“

„Hollmann?“ wiederholte Lothar, halb in Neugierde und halb in Mißfallen.

„Ja, der ist ein Don Juan!“

Lothar widersprach entschieden: „Ich habe nicht diese Meinung von Hollmann.“

Fischlin entgegnete boshaft: „Begreiflich, aber vielleicht ist die Tochter besser als der Vater.“

„Der Fabrikant hat Beschäftigung ins Land gebracht.“

„Und mästet damit nur seinen eigenen Geldsack. Damit ist dem Volke nicht gedient. Selbsthilfe ist die einzige wirksame Waffe gegen die Ausbeuter. Wir müssen die Hausindustrie fördern. Wir müssen uns zusammenschließen. Etwas ist bereits vorhanden. Aber es hat Mühe zu bestehen. Einzelne Familien machen Pappschachteln. Neuerdings haben wir eine Offerte zur Anfertigung von Stroh Hüten. Diese Strohindustrie wird keine Sack voll Geld abwerfen, doch immerhin einen Zehrpennig und Arbeit, Arbeit! Das rettet vor Verzweiflung und verhütet Rachegeanken und Mord, etcetera.“

Mit wirrglikernden Augen blickte Fischlin auf den Lehrer, den das seltsame Verhalten mit Widerwillen erfüllte. Lothar wünschte das leidige Gespräch zu beenden und fragte, ob dies der Zweck des Besuches sei.

Der Gemeinbeschreiber bejahte. Man suche einen Sekretär für die Heimarbeit. Das Komitee sei beieinander, er selbst sei Präsident, Frau Gauch von der Krämerei führe das Depot. Bei ihr könnten die Heimarbeiter das von der Firma gelieferte Stroh abholen und die fertigen Hüte wieder dort abliefern. Nun sei er gekommen, um den Lehrer Lothar zu bitten, das Amt eines Sekretärs zu übernehmen.

Lothar kam das Gesuch unerwünscht, obgleich ihn die Ehre schmeichelte. Mit der Annahme dieses Amtes würde er zwischen Hammer und Amboss geraten. Er gab zu bedenken, daß er kein Geschäftsmann sei, und er wolle sich im übrigen nicht wie ein Keil zwischen die Stände des Dorfes zwängen.

„Sehen Sie“, triumphierte Fischlin, „Ihr herrliches Gebäude von der Erziehung zum vernünftigen Leben fällt in sich zusammen. Sie glauben sich der Gerechte. Warten Sie erst das Ende ab. Ein Erzieher muß neutral sein, das heißt, er muß die Menschen nicht nur fürs Leben wappnen, er muß auch die Schwachen schützen vor der Gewalt der Mächtigen. Bekennen Sie sich nur zur Schicht der Menschen von oben, um so gewisser werden Sie von ihnen erwürgt.“

Fischlin griff sich an die Kehle und keuchte: „Jawohl, erwürgt.“

Lothar erwiderte ausweichend: „Ich fühle mich keineswegs bedroht, und wenn Kämpfe des Lebens kommen, dann helfe ich mir selber.“

„So weise habe ich auch geredet. Es ist mir schlecht bekommen. Sie sollen unterrichtet sein, dann werden Sie Römerswyl besser verstehen.“

Lothar sträubte sich: „Ich hege gar kein Verlangen, Geschichten zu erfahren.“

„Durch Klatsch sind Sie halbwegs unterrichtet. Ich bin für die volle Wahrheit. Sehen Sie sich einmal genau die Köpfe von Hollmanns Nachkommen an, vergleichen Sie Ruth und Claire und Franz. Studieren Sie Lavaters Physiognomie. Dann werden Sie mir zustimmen. Ich kenne die Wahrheit.“

„Und Sie haben Hollmann wiederum bedroht?“

„Ich mußte zur Selbsthilfe greifen, weil das Gesetz die Wahrheit nicht aufdecken konnte. Ich wollte warnen, kein zweites Verbrechen zu tun. Sein Sohn liebelt mit Ruth. Der Vater, ein Don Juan, würde es gestatten, daß die Ehe und die Blutschande geschähe.“

Der Lehrer blickte entsetzt auf den Sprecher und wußte nicht, was er von dessen verwegener Rede halten sollte. Das freimütige Geständnis bewirkte indessen, daß er den Erzähler nicht als einen frevelmütigen Menschen betrachten konnte, der aus Haß verleumdete. Die Anklage war so furchtbar, daß nur eine Ueberzeugung sie auszusprechen wagte. Sie zu mildern warf Lothar ein: „Und was sagt die Mutter von Ruth dazu?“

„Die ist ein Weib“, urteilte Fischlin voll Verachtung und funkelnden Auges. „Ihre Tugend ging ihr schon als Mädchen verloren. Fragen Sie mich nicht über dieses Weib aus. Sie ist mir heute noch ein Rätsel. Geschäftlich muß ich mit ihr verkehren. Seien wir klug wie die Schlangen und einfältig, etcetera. Ich verlange auch keine positive Mitarbeit betreff meiner Reputation, die ich, bevor ich mich ins Grab lege, hergestellt wissen will. — Die besorge ich selbst. — Sie aber nehmen das Amt an?“

„Ich will mir's überlegen“, sprach Lothar.

Fischlin war aufgestanden, reichte dem Lehrer die Hand und sah ihn dabei mit brennend heißen Augen an, die einen kaum zu bemeisternden Jammer offenbarten. Im Gesichte flatterte es in Zuckungen des Weinens und der Wut. Lothar drückte aufmunternd die Hand des Armen. Da nickte Fischlin, sprach aber kein Wort mehr, sondern ging hastig aus der Wohnung und ließ den jungen Lehrer in einem Chaos von Gedanken und Empfindungen zurück.

8. Kapitel.

Auf jeden Schultag und jede Schulstunde freute sich Lothar wie auf eine Fahrt in sonnige Weiten und wunderreiche Fernen. Gewissenhaft bereitete er sich auf jedes Pensum vor und führte das Tagebuch mit der Sicherheit und Souveränität des Feldherrn, der sich nicht an eine Schablone hält. Er skizzierte wohl seine Pläne auf die mutmaßliche Lage hin, aber die Durchführung erledigte er mit dem Genie des findigen Augenblicks. Er studierte viel, aber nicht eng und kleinlich, die Bücher halb auswendig ergrübelnd. In raschem Erfassen machte er sich das neue Wissen zu eigen und verstand es, den Kindern neue Welten mundgerecht zu machen.

Jeder Augenblick wurde zum Erlebnis.

Die Augen der Knaben leuchteten dem lebendigen Geiste und lebhaften Schildern des jungen Lehrers entgegen, aber nicht nur mit blanken Blicken staunend und offenem Munde gaffend, sondern mitschaffend, mitwirkend, mitsprechend und mithandelnd. Er verscheuchte die beklemmende Scheu durch vertraute Rede, und bald öffneten sich die Truben und Schränke der kleinen Seelen, die wie große Häuser schon ihre eigenen Schätze bargen. Welche Befriedigung für den Lehrer, diese Kostbarkeiten ans Licht zu rücken und sie täglich durch neue zu vermehren.

Der Lehrer selbst erschien den Kindern als etwas Schönes und Kostbares. Er war groß gewachsen, sah gesund und frisch aus, hatte eine Beweglichkeit in den Gliedern wie ein Hexenmeister, und kein Flecklein haftete an seiner immer sonntäglichen Gewandung. Lehrer Fridolin begnügte sich meist mit schwarzen und für seine schwächliche Gestalt etwas zu umfangreichen Kleidern. In die harten Rohre der Hosen hatten die Knie Winkel geformt; der gelbliche Kragen weckte den Eindruck, als wäre er aus Zement, und das kleine Knüpfkrawättchen erinnerte allzu sehr an Leichenbegängnisse.

Einen noch wesentlicheren Unterschied fanden die Buben in den Stimmen der beiden: Holzers Stimme war oft von Müdigkeit belegt, kniff und kreischte und die Rede überschlug sich im Zorne zu einem unverständlichen Geschnatter. Boshafte meinten, das alte, lebensmüde Harmonium laufe seinem Besitzer überall nach, und wenn er zornig sei, übernehme das kreischende Instrument die Stimmführung. Lehrer Lothars Stimme aber klang hell und klar wie dessen Geige, war bei den seltenen Donnerwettern knapp und kurz wie der Donnerschlag eines Kugelblitzes, so daß man in der Pause angstvoll bangte auf den nächsten Schlag und nur die eine Bitte hegte, das Gewitter möchte rasch vorübergehen.

Die äußerlichen, der Umgebung so sichtbaren Gegensätze lösten in den beiden selbst bald innere aus. Merkwürdig rüdte Holzer von seinem Freunde ab und wurde wortkarg.

Lothar belächelte das Benehmen seines wunderlichen Freundes, blieb unbedrückt, arbeitete unentwegt an seinen Präparationen und Modellen für die aktive Schule, besetzt vom Eifer, seine Klasse zum Höchsten zu führen.

In dieser Zeit veröffentlichte er im „Landsboten“ seine ersten schriftstellerischen Versuche. Als die kleinen Arbeiten, Naturschilderungen mit dem Hinweis für die Schule oder das praktische Leben, gedruckt erschienen, überfiel ihn ein Herzklopfen der Autorenfreude. Er hatte vor der Eingabe jedes Wort und jeden Satz bis zur Unlust abgewogen und

an den stilistischen Formen gefeilt, war über den Wert des Ganzen unsicher gewesen, empfand nun doch, als er es hübsch gefeilt vor Augen sah und wie etwas Fremdes das erste Mal las, Befriedigung.

Gar zu gern hätte er von irgendwem eine Suldigung entgegengenommen.

Er begegnete Fischlin, der nur flüchtig grüßte und eilig seines Weges weiter ging. Das befremdete Lothar. Er hatte ja auf eine höfliche, schriftliche Anfrage wegen des Sekretariates zustimmend geantwortet und wartete auf die Einladung zu einer Vorstandssitzung. Er konnte sich das zurückhaltende Gebaren nur damit erklären, daß wieder etwas Unangenehmes vorgefallen sei.

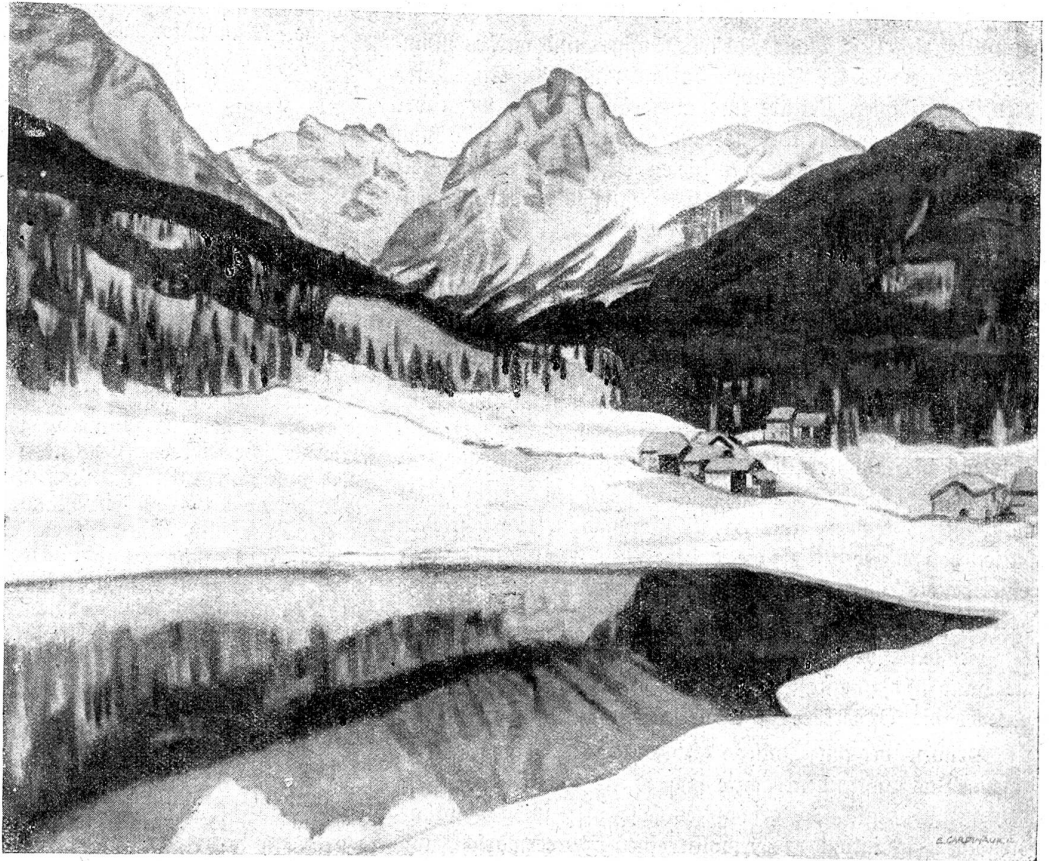
Direktor Hollmann war seit einem halben Monat abwesend und ebenso lange schien des Sekretarius Verstimmung zu schlummern.

Zwei Tage darauf trat Lehrer Lothar in die Krämerei. Er hoffte hier eine Anerkennung für seine schriftstellerische Leistung zu ernten. Frau Gauth grüßte jedoch kühl, und die Tochter Ruth bediente ihn noch kühler. Er blickte das Mädchen forschend an, war erneut entzückt über die fremdländische, rassistige Schönheit, konnte jedoch keine Ähnlichkeit mit den Kindern des Direktors herausfinden. Trotzig knüpfte er kein Gespräch an. Das Mädchen legte ihm die gewünschten Zigarren auf den Ladentisch, und er bezahlte ebenso prompt. Sie legte ihm die üblichen Gratiszündhölzchen nicht bei. Kurz grüßend empfahl er sich.

Draußen wurde ihm zum Bewußtsein, daß er in Römerswyl auf Gegenwind stoße. Erregten Blutes stapfte er mit langen Schritten aus dem Dorfe nach dem Bürgerwald, gewann hier das unbeschwerte Herz wieder, ergrübelte sich einen neuen Zeitungstoff über das Gesellschaftsleben der Waldbewohner, kehrte erfrischt und neu belebt auf seine Bude zurück, ergriff die Geige, die er lange hatte ruhen lassen, und spielte sich bei offenem Fenster jedes Bedrückte von der Seele.

Mitten in den Geigenjubiläum klopfte es kräftig an die Türe. Der Postbote, ein junger Mann, stand draußen mit einem eingeschriebenen Briefe. Lothar staunte.

Der schlaue Bote bemerkte: „Der Brief ist korrekt und schön an Sie adressiert. Ich möchte Ihnen, Herr Lehrer,



Emil Cardinaux, Muri: Landschaft im Unterengadin.

gratulieren, Sie spielen wie ein Künstler. Ich mache auch ein bißchen in Musik, ich spiele Saxophon. Aber in Sie muß man sich verlieben.“

Der Lehrer verstand halbwegs die Anspielung und machte ein abweisend böses Gesicht.

Da stolperte der Mann eilig die Stiege hinunter, tat einen Fehltritt und fiel auf seinen dicken Briefsack.

„Sie können Gott danken, Herr Saxophonist, daß die Leute so viele Briefe schreiben.“

„Das tue ich auch“, entgegnete der Gestürzte, „aber seit der Violette weg ist, ging das Gleichgewicht verloren. Nichts für ungut, Herr Lehrer.“

Nun war sich Lothar klar über den Absender des Briefes. Erregt öffnete er ihn und las:

„Liebwerter Herr Lehrer! Heute habe ich im ‚Landboten‘ Ihre Aufsätze gelesen. Sehr hübsch. Es ist mir als Römerswylerin wirklich ein Trost, zu erkennen, daß unserem Dorfe das Heil widerfahren ist, einen Menschen zu beherbergen, der die Schönheiten von Römerswyl entdeckt hat und sie in so liebevoller Weise zu verkünden versteht. Man sah bislang meist nur Schattenseiten. Liegt es vielleicht an den Menschen selbst? Sieht man zu sehr im Dunkeln? Schaut man zu wenig aufmerksam und klar um sich? — Nun ist es Ihr Verdienst, mit Ihrer entzückenden Schilderung manchem Schwarzseher die Augen geöffnet zu haben.“

Indem ich Ihre Skizzen wieder und wieder lese, kann ich nicht umhin, Ihnen meine Gedanken zu äußern, wie wundervoll Ihre schwungvolle Feder jene Landschaft, in der

ich mich aufhalte, verklären würde. Sie ist vom See bis zum Berggipfel ein blaues, grünes, rosiges und weißes Wunder. Ich genieße die Freuden darinnen mit Rudern, Wandern, Tennisspiel, Lektüre und auch einem Tanz, wenn der Tänzer etwas wert ist. Aber am liebsten schreibe ich nun aus froher Stimmung heraus diesen Brief, der Ihnen ganz bescheiden danken möchte für die Entdeckung des kleinen Paradieses Römerswyl. Den einen Wunsch wage ich beizufügen, es möge Ihnen nicht ein Dorf der Erkenntnis werden, und Sie möchten in der Liebe für Römerswyl den Blick für die weite, große, schöne Welt nicht verlieren.

Es grüßt Sie

Claire Hollmann."

Lothar prüfte diesen Brief ebenso gründlich wie seine gedruckten Aufsätze. Er zerpfückte jeden Gedanken. Der Hinweis auf die mannigfaltigen Genüsse und das Tanzen wollten ihn bedrücken, denn sicherlich geschah es flirtend mit mondänen Partnern, aber der Umstand, daß sie geschrieben hatte, daß dieser Brief die einzige Anerkennung war für seine belletristische Arbeit, bereitete ihm die zuversichtliche Freude, sie sei ihm wohl gewogen.

Er stellte den Brief aufs Notenpult, nahm die Geige zur Hand und phantasierte das ganze Schriftstück durch, als wäre es die Ouvertüre zu einem Liebespiel.

Drüben begann Kollege Holzer das Harmonium zu treten. Das Instrument ächzte schwer. Er spielte einen tieftraurigen Choral. So geschah es jetzt oft; spielte Lothar Freudiges, so intonierte Fridolin einen Trauermarsch, und sank der Geiger in ein tragisches Moll, so fingerte der Drögeler einen Walzer heraus.

Heute fühlte sich Lothar als der Unantastbare. Er legte die Geige beiseite, ließ seinen Hausgesellen traurige und heitere Weisen leiern und schrieb indessen einen frischen und fröhlichen Brief nach dem Berghotel Lauigrund. Und das war der Start zu einem Briefwechsel, der sich zu hübschem Lauf entfaltete und einem gleichen, verheißungsvollen Ziele zustrebte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der alten Dorfschaft Köniz.

In den Tagen der Reformation fiel das deutsche Ordenshaus Köniz samt seinen Gütern an den Staat Bern. Es wurde nun durch einen Schaffner mit dreijähriger Amtszeit verwaltet. Einer dieser Schaffner war Adrian von Bubenberg, der Enkel des Verteidigers von Murten und der letzte des berühmten Geschlechts. Bald gelangten die Deutschen Herren mit dem schwarzen Kreuz im weißen Feld neuerdings in Besitz der Herrschaft Köniz. Erst 1729 kam diese endgültig an Bern und zwar durch Kauf, und erst jetzt waren die Könizer vollwertige Berner.

Köniz war fortan ein Amt, welchem der Amtmann vorstand, im Volksmund hieß er Landvogt. Das Amt Köniz, im Landgericht Sternenberg gelegen, reichte bei weitem nicht bis an die Marken der heutigen Gemeinde. Es umfaßte bloß die weitere Umgebung des Dorfes: die 16 Heimwesen der Dorfbauern samt der Allmend und das Schloßgut. Neben diesem geschlossenen Bezirk gehörte zum Amt Köniz noch zerstreuter Grundbesitz: vier Bauernhöfe in Schliern, zwei auf dem Gurten, zwei in Steinenbrünnen, zwei in Oberwangen, je eines zu Bindenhaus, Schwanden, Bottigen, Mühleberg und Großschneit.

Die einzelnen Heimwesen waren von sehr verschiedener Größe. Man unterschied deutlich drei Stufen: große Güter von über 50 Tucharten, kleine Güter von 7 bis gegen 50 Tucharten und sogenannte Gschidli, die neben Haus und Hofstatt nur zwei oder drei Aederlein und etwas Wald umfaßten. Auf den stattlichsten Höfen saßen „die uff dem Gurten“, die beiden Großbauern Uli und Hans, von denen der Name Gurtner stammt. Ihre Matten und Aeder, die zusammen 320 Tucharten ausmachten, zogen sich bis gegen Belp und bis an die Mare beim Eichholz. Clewe Rupp von Schliern und der Hofbauer zu Bindenhaus verfügten über je 100 Tucharten. In der Dorfschaft Köniz gab es acht große Güter, von denen das kleinste 58, das umfangreichste 118 Tucharten zählte, daneben 5 mittlere und kleine von 7—41 Tucharten, und drei Zwerggüter zu etwa 5 Tucharten.

Es mag in diesem Zusammenhang vielleicht interessant sein, die Namen der Bauerngeschlechter der alten Dorfschaft Köniz zu vernehmen. Es finden sich darunter bekannte Namen von gutem Klang. Anno 1529, also vor 400 Jahren, lebten hier die Familien Fächli, Fähriger, Müller, Gebhart, Jenschmid, Willenegger, Spycher, Balsiger, Zehnder, Hugi, Zyhlet und Stoder. Der fraglos beliebteste Wp rname war Hans; zeitweise hieß jeder dritte Könizbauer so; aber es gab auch die Bendiacht, Kaspar, Lienhart, Jakob, Peter, Andres, Kilian, Ueli, Stefan, Moriz, Rueni, Durs, Samuel, Martin, Daniel, Adam, Niklaus. Vergeblich suchen wir nach den uns heute so bodenständig anmutenden Ernst, Karl, Rudolf oder Fritz.

Die 16 Bauernwesen der Dorfgemeinde blieben nach der Reformation anderthalb Jahrhundert lang in den Händen eingeseßener Familien. Seit etwa 1650 änderte sich das merklich. Stadtbürger begannen einzelne Güter zu erwerben. Ein Herr Georg Wunderlich wurde Besitzer eines großen und mittleren Gutes; später gingen sie beide an die Familie Stürler über. Das ausgedehnte Besitztum des Peter Balsiger, das größte Heimwesen des Dorfes, erwarb um das Jahr 1700 Samuel Stettler; noch heute heißt es ja Stettlergut. Ein anderer Stettler, Abraham, Vogt zu Köniz, erstand das Heimwesen Samuel Spychers. Auch die vornehmen Familien Thormann und von Luternau erwarben in der Dorfgemeinde Grund und Boden. Um 1750 war jeder dritte Inhaber eines Gutes in der Dorfschaft Stadtbürger. Von den alten, eingeseßenen Geschlechtern hielten sich die Hänni, Zehnder, Gebhart, Streit und Spycher, während andere, wie die Fächli, Fähriger, Jenschmid, Willenegger in Köniz nicht mehr zu finden sind. Für lange Zeit verschwanden auch die Balsiger und Zyhlet aus den Reihen der Bauernschaft.

Die Bauern waren in jener Zeit nicht Eigentümer ihrer Heimwesen; sie waren bloß Besitzer; d. h. sie saßen darauf und bebauten sie. Eigentümer war der sogenannte Grundherr, in Köniz also ursprünglich der Deutschritterorden, nach dem Verkauf dann der Staat Bern. Die Bauern waren somit eigentlich Lehenleute des Staates Bern; die Heimwesen hießen Lehen; der Bauer trug den amtlichen Titel Lehenmann. Daran erinnert heut noch der Familienname Lehmann, ebenfalls der häufige Ortsname Lehn.

Als Lehenleute mußten die Bauern dem Grundherrn den Lehenzins ausrichten, den Grund- oder Bodenzins. Das war eine im grauen Mittelalter ein für allemal festgelegte, unveränderliche Abgabe. Sie sollte den Bauer daran erinnern, daß er nur als Lehenmann, nicht als Eigentümer auf seinem Heimwesen saß. Was der Bodenzins ist, erklärt die Einleitung des Könizer Urbars von 1554. (Ein Urbar ist ein dickes, schweinsledernes Buch, worin alle Lehen einer Herrschaft nach Lage und Größe verzeichnet sind.) Im erwähnten Könizurbar lesen wir: „So heist das ein Boden Zynns, herschaft oder grund Zynns, den der huwman das gutts oder Bodens (wellichen man auch ein Lehenmann,